

FRANCESCO
MADEO



**HYMNE AUF
EIN LIEDER-
LICHES LEBEN**

klöpfer, narr

Hymne auf ein liederliches Leben

Francesco Madeo, 1967 im Ruhrgebiet geboren, Sohn eines italienischen Einwanderers und einer Deutschen. Studium der Biochemie in Tübingen, Promotion, zur Finanzierung derselben Nebenerwerbs-DJ. Auch Heisenbergstipendiat. Lehrt heute als Professor Molekulare Biowissenschaften an der Universität Graz, forscht insbesondere über die Mechanismen der Neurodegeneration und des Alterns.

Francesco Madeo



Hymne auf ein liederliches Leben

Roman

k, n

Vertreibung echter und falscher Engel

Am Morgen meines zwanzigsten Geburtstages schlummerte ich mit einem Lächeln auf den Lippen, denn endlich schien es passiert zu sein. War es wirklich geschehen? Ich träumte mit einer Intensität, die selten ist und gegen die alles Reale müde und abgeschmackt wirkt. Endlich, nach vielen Jahren des Wartens und der Erwartung wurde ich überreich beschenkt. Über mir schwebte und fiel ihr schwellender Körper leicht und schwer in elastischem Schwung. Sie hatte goldene Haare und ihre Augen waren Smaragde, dunkelgrün und leuchtend. Riesige Flügel aus geschmeidigem Glas schienen sie schweben zu lassen.

Wir geigten uns gleichzeitig in den Himmel, und ich musste in Gedanken daran noch immer lächeln, da dämmerte mir etwas Unangenehmes, vielleicht sogar etwas Fürchterliches. Mit erst kaum wahrnehmbarer, dann lauter werdender Stimme schlich sich ein ungebeter Gast in mein Bewusstsein. Wie ein leises Geräusch, von dem man im Moment der Wahrnehmung ahnt, dass es schon länger da war, trat Fäkalgeruch in meine Nase. Vatta saß auf dem Klo. Ich drehte mich um und versuchte, wieder einzuschlafen, verzweifelt bemüht, in den Traum wieder einzusteigen wie in einen fahrenden Zug, der sich langsam schneller werdend entfernt, doch es gelang nicht. Nein, es war gar nichts passiert. Wieder nichts. Der Engel zerstob in tausend kleine Lichter und war verschwunden. An seine Stelle trat eine Stimmung, die nicht mehr nur als schlechte Laune zu bezeichnen war. Ich quälte mich entsetzlich. Ich war nun zwanzig, und die über Jahre wachsende Ahnung und Angst, eine ewige männliche Jungfrau zu bleiben, hatte unerträgliches Ausmaß

angenommen. Ich konnte an nichts anderes mehr denken. Vor allem war mir klar, dass mit zwanzig der Punkt gekommen war, an dem alles nur noch schwerer wird. Wer dieses Alter erreicht, ohne je mit einer Frau geschlafen zu haben, der schafft es nicht mehr. Er schafft es nicht mehr, weil er immer nervöser wird, weil keine Leichtigkeit mehr in seinen Handlungen und Annäherungen ist. Sollte er dennoch wider Erwarten noch einmal eine Chance bekommen, so wird er es hundertprozentig aus Nervosität vermasseln.

So etwa dachte ich und marterte mich hundert Mal mit der gleichen Frage: Warum zum Teufel habe ich es noch immer nicht geschafft?

Mangelnde Libido schließt sich unbedingt aus, ich denke ständig an Sex. Vielleicht bin ich ein bisschen schüchtern, und doch werden andere schüchterne Jungs von burschikoserer Mädchen „erlöst“. Bin ich zu nett? Aus irgendeinem Grunde standen die Mädchen auf Schufte und Großkotze. Wieder steigt Fäkalgeruch in meine Nase. Diese verdammte Rübensau! Wie soll ich ein Mädchen mit auf mein Zimmer nehmen, wenn Vatta große Teile unserer Wohnung in einen beständigen Fäkalgeruch taucht? Er liebt es, ich will nicht übertreiben, etwa eine Stunde lang auf dem Klo über seinem dampfenden „Geschäft“ zu sitzen, interessiert und selbstvergessen die „Praline“ lesend. Als echter Platzhirsch ist sein heimliches Motto: Hier bin ich, und hier stinke ich. Unglücklicherweise befindet sich unser Klo direkt neben der Eingangstür zur Wohnung, so dass eine furchtbare Geruchsbarriere entsteht, unüberwindbar für Einbrecher zum Beispiel, noch undurchdringlicher aber für einen schüchternen Zwanzigjährigen, der soeben zarte Bande geknüpft hat und mit seiner Angebeteten irgendwie in sein Zimmer gelangen möchte.

Was hätte ich denn sagen sollen? „Du, halt mal eben für einen Moment die Luft an, mein Opa scheißt“? Unmöglich. Oder ein-

fach so tun, als ob nichts wäre, die Unmittelbarkeit des Ereignisses ignorierend? Noch schlimmer.

Was aber, wenn ich es schaffte, die wenigen geruchlich einwandfreien Momente des Tages zu nutzen, wie ein Dieb, der weiß, dass das Sicherheitssystem, diese tödliche Barriere, für Sekunden lahmgelegt ist? Ein gefährliches Unterfangen. Außerdem galt es, wenn man denn diese Hürde genommen hätte, eine weitere, vielleicht noch größere Schwierigkeit zu umgehen. Unsere Wohnung bestand aus einem langen Flur, von dem am Anfang, direkt neben dem Eingang, das Klo und am Ende das Wohnzimmer abzweigte. Ebenfalls am Ende des Flures, direkt neben dem Wohnzimmer, ist mein Zimmer gelegen. Wenn Vatta sich nicht auf dem Klo befand, war er unfehlbar im Fernsehsessel des Wohnzimmers anzutreffen, das heißt, wenn meiner Angebeteten die Barriere erspart bliebe, so hätte sie ihn dort sehen müssen. Das hieße den Teufel mit dem Beelzebub austreiben, denn die dem Auge erkennbaren Lebensäußerungen meines Großvaters waren mitnichten charmanter als die geruchlichen, ganz im Gegenteil. Es hätte dann auch leicht die größtmögliche Katastrophe eintreten können:

Man stelle sich vor, er rief uns hinein, nur mal eben so, um „Hallo“ zu sagen. Mir schauderte vor Scham und Peinlichkeit, Hitzewellen und rote Flecken jagten über mein Gesicht.



Aber warum war Vatta die Ursache meiner pubertären Peinlichkeit? Waren es nur seine Geruchsattacken? Ich versuche, mich zu erinnern, aber so einfach ist das nicht. Jahrzehnte lang hat allerlei legendärer Schnickschnack das Bild meines Groß-

vaters überfrachtet. Weiterhin ist es nicht einfach, ein objektives Bild von jemandem zu geben, der einem, wenn auch ungewollt, so nahe stand. Wenn die Dinge zu nahe vor das Auge kommen, werden sie wieder unscharf. Also, lassen Sie mich tief Luft holen, um einzutauchen in den Zeitenstrom und etliche Jahre flussaufwärts wieder aufzutauchen.

Merkwürdig, die Wohnung scheint irgendwie vergrößert, der Flur ist ungeheuer lang. Ich bin etwa dreizehn Jahre alt, klein und ein wenig dicklich. Nun sehe ich die Tür des Wohnzimmers wieder vor mir. Gelbgrauer Rauch wabert langsam hinaus. Überhaupt ist die gesamte Wohnung von einer dunkelgelben Patina überzogen, die durch kräftiges Rauchen sämtlicher Familienmitglieder über Jahre aufgebaut wurde. Meine Oma – Mutti genannt – taucht auf. Die ehemals weißen Vorhänge sind beige und Mutti, die zwar gerne Wäsche wäscht, aber nicht putzt, erzählt oft mit schwärmerischer Entrüstung, welch braune Soße aus diesen Vorhängen bei der halbjährlichen Wäsche kommt. Und tatsächlich, nach der Wäsche sehen selbst diese Vorhänge wieder schneeweiß aus. Trotzdem ist auch dann die gesamte Atmosphäre trüb und gelblich, vielleicht weil die Sonne über dem Ruhrgebiet nur selten die milchige Wolken-schicht durchbricht? Die Möbel sind alt und abgenutzt, und es ist schwer vorstellbar, dass sie je einmal präsentabel gewesen sein sollen. Die Wohnung ist alles in allem in einem erbärmlich-verwahrlosten Zustand und das hat einen ganz einfachen Grund: Vatta repariert nichts und Mutti putzt nichts. Die ockerfarbenen-geblühten Tapeten schälen sich von den Wänden, die Kacheln des Bades sind fast alle gesprungen und dort, wo sie abgesplittert sind, kommt grauer Zement zum Vorschein. In der Küche gibt jeder Löffel Auskunft über mindestens die letzte Mahlzeit. Abends kann man beim Anschalten des Lichtes ein lustiges Gewimmel der Silberfischchen auf dem sehr abgewohn-

ten Teppich beobachten. In den Küchenschränken passt kein Teller und kein Glas zum anderen. Mutti hat beim Spülen alles zerdeppert. Doch was der Wohnung ein wirklich trauriges Aussehen verleiht, ist nicht ihre Verwahrlosung. Sondern die überall herumstehenden Nippes- und Kitschfiguren, die Bilder, die in dickem, selbstverständlich falschem Gold gerahmt sind, die getrockneten Blumensträuße in verstaubten Ecken. Kurz: Schale Abziehbilder einer geheuchelten Wohnlichkeit greifen einem wirklich ans Herz.

Doch lassen wir das, gehen wir jetzt durch die Pforten der Hölle, durch den schwefelgelben Rauch ins Wohnzimmer und betrachten den Helden der Geschichte. Mein Großvater, von der ganzen Familie Vater genannt (aber Vatta ausgesprochen), ist 1,95 Meter groß. Für einen kleinen Jungen verdunkelt sich die Sonne, wenn er aufsteht. Der ganze Kerl wiegt 130 Kilo. Vermutlich hat sich Mutti in jungen Jahren nicht vorgestellt, dass sein Bauch einmal mächtiger als seine Schultern werden würde. Die Figur ist fassförmig. Das Fass stützt sich auf sehr dünne Beine, auf die er sich immer beruft, sollte seine Leibesfülle thematisiert werden: „Ick dick? Kiek mal meene Beene an“, sagt er in gepflegtem Brandenburgisch.

Das Haar, schwarzgrau und mittellang, ist immer fettig und wird nach hinten gekämmt, so dass sich im Nacken ein kleiner Entenschwanz bildet. Diese einfache Frisur bedarf keinerlei Pflege, außer hin und wieder mit einem schwarzen Hornkamm, dessen Zahnzwischenräume mit Dreck gefüllt sind, von vorne nach hinten durchgekämmt zu werden. Das Gesicht ist rot und aufgedunsen, wirkt aber trotz aller Speckpolsterung noch irgendwie markig. Die Augen sind blau und trüb und seine Nase ist ein kartoffeliger, aber mächtiger Erker, dessen hundert Macken und Krater ahnen lassen, wie viele Angriffe er zu überstehen hatte. Das wahrhaft Gespenstische an diesem Manne

aber ist nicht der bloße Eindruck seiner Hässlichkeit, sondern eine Ahnung, die jeden besseren Beobachter beschleicht: irgendetwas in seinem Aussehen oder in seiner Mimik lässt vermuten, dass Vatta einmal ein außerordentlich schöner Mann gewesen war. Und tatsächlich hatte er eine lange Höllenfahrt hinter sich. Während dieser wurde sein Äußeres der zukünftigen Umgebung angepasst, dem Ort also, an dem Sünder mit glühenden Zangen gezwickt und gezwackt werden, bis sie ... Nun ja, bis wann eigentlich? Bis in alle Ewigkeit eben, denn zur Reue ist es dann zu spät.

Noch schauerlicher und abstoßender als sein Aussehen aber waren seine Gewohnheiten. Die linke Hand lag immerzu auf seinem Geschlechtsteil und kratzte daran herum. Das dominierende Geräusch meiner Kindheit war dieses ständige Schaben, welches aus der leise kratzenden Bewegung seiner langen, ungeschnittenen Fingernägel auf der alten Tweed-Anzughose, die inzwischen eine Freizeithose geworden war, resultierte. Auch seine andere Hand war unablässig beschäftigt: Entweder mit einem Bierglas oder einer Zigarette.

Etwa alle fünf bis zehn Minuten wartet er mit seinem „Trick“ auf: er löst die untere Hälfte seines Gebisses mit der Zunge und juckt oder säubert ebenfalls mit der Zunge sein Zahnfleisch, wobei das Gebiss etwa zur Hälfte aus dem Mund ragt und wie bei einem Skelett aus der Geisterbahn auf und nieder wackelt. Ich habe immer darauf gewartet, dass es einmal hinunterfällt, aber das geschah nie.

Ständiger Begleiter dieses ansonsten recht einsamen Mannes war der sogenannte Leopard. Der Leopard war ein großes Handtuch, das er zu einem Allzwecktuch umfunktionierte hatte und das lässig wie ein Leopard, dichtgesprenkelt und quasi majestätisch neben ihm auf dem Stuhl lag. Gesprenkelt war es mit allen jenen Körperabsonderungen, die ein normal empfin-

dender Mensch versteckt. Auf diesem Stuhl wagte nie jemand Platz zu nehmen, selbst wenn der Leopard ausnahmsweise einmal in der Wäsche war. Der Leopard kam vor allem zum Einsatz, um die Exkrete von Vattas Raucherhusten aufzufangen. Vatta hustete etwa dreimal täglich wie ein Vieh, man hörte regelrecht, wie es dabei breiartig in seiner Brust herumrührte. Gleichzeitig klang es spröde, als hätten seine Atemorgane jegliche Elastizität verloren. Er hustete und hustete, manchmal zehn Minuten lang, nur unterbrochen durch ein Krächzen – Mutti, meine Oma, nannte es „Aulen“ –, was die von unten nach oben beförderte Fracht sammeln und vollends zu Tage bringen sollte. Wenn er etwas gefischt hatte, wenn also, nach Husten und Krächzen, ein gelber Schleimbrocken in seinem Mund landete, bliesen sich seine Wangen ein wenig auf und in seinen vor Anstrengung blutunterlaufenen Augen standen Tränen. Dann griff er nach dem Leopard, spuckte hinein, rieb die heikle Beute zwischen Daumen und Zeigefinger und studierte sie, indem er sie dicht vor die Augen hielt.

„Hab ick dir, du ..., du kleenes Miststück, wolltest dem alten Kupka entwischen, watt? Wolltest ihn ärgern, aber nich mit mir nehehe, nich mit dem alten Kupka!“

Vatta saß auf einem riesigen Fernsehsessel, den er gebraucht gekauft hatte. Ein braunes Monstrum zwar, doch ganz Möbel mit Gutsherrenambiente. Der Sessel war absurderweise drehbar und wenn man sich stark genug gegen die Lehne drückte, kippte er nach hinten weg, um gleichzeitig eine Fußstütze auszufahren. Ein Kunststück, das Vatta beim Kauf mächtig beeindruckte, doch schon bald lehnte er diese „Turnübungen“ ab.

Gegen den Sessel war eine Holzkrücke gelehnt, auf die er sich beim Gehen stützte, denn er hatte vor einigen Jahren einen Oberschenkelhalsbruch erlitten, der ihn an die Wohnung fesselte. Zumindest behauptete er das.

Ein wichtiger Taktgeber seines Lebensrhythmus waren etwa alle 15 Minuten auftretende Blähungen, „böse Winde“, wie er sie nannte, die von einem unschönen Gestus begleitet wurden. Er verlagerte seine Hand vom Geschlecht auf den Bauch und sagte mit gespielter Sorge: „Oh, oh, da braut sich watt zusammen!“

Dann verlagerte er seinen Körper auf eine Seite, errötete noch stärker und ließ einen für dieses Brimborium enttäuschenden Furz. Daraufhin pflegten mehrere Familienmitglieder vorwurfsvoll „Vatta!“ zu rufen, worauf er immer mit einem unschuldigen „Watt denn?“ antwortete.

Wenn jemand anderes vernehmlich zu furzen wagte, brüllte er wie ein Stier: „Du Schwein, du!“ und pflegte dann mit boshaftem Interesse zu fragen: „Land?“ Oder er wurde noch deutlicher: „Ick wette, der war mit Sommersprossen!“

Auch war er äußerst unduldsam, wenn jemand anderes in seinem Revier die Toilette benutzen wollte, was ihn nicht daran hinderte, beinahe allen Familienmitgliedern eine Art Spülgemeinschaft vorzuschlagen. Dabei hätten mehrere hintereinander das gleiche Spülwasser benutzen sollen, um Geld zu sparen. Diese originelle Idee lehnten wir jedoch dankend ab.



Vatta liebte Frauen mit großen Brüsten. Ja, er empfand es sogar als moralische Schlechtigkeit, wenn eine Frau einen kleinen oder gar keinen Busen hatte. Dann sagte er entrüstet: „Die hat ja wohl die Brust vom Vater!“ – etwa in einem Tonfall wie „Die brät kleine Kinder in der Pfanne.“

Wo immer eine Frau mit großem Busen auftauchte, verfiel er

in eine Art erregter Starre und glotzte unaufhörlich und unmissverständlich auf das Objekt der Begierde. Das war allen anderen Beteiligten selbstredend unangenehm. Man versuchte, Vatta durch ein Gespräch abzulenken, doch sagte er nur ja oder nein.

Plötzlich, ich weiß nicht, wie es kam, gab es in meiner Klasse ein Mädchen mit einem Busen. Sie hieß Sabine von Bingen, war hochgewachsen, hatte große Augen, die sie mit glitzerblauer Wimperntusche schmückte. Da dies keine literarische, sondern eine wirkliche Beschreibung des Lebens ist, deuten die großen Augen hier nicht auf eine tiefe Seele hin, sondern waren einfach anatomisch große Augen, so etwa wie die Augen einer Kuh. Der Busen deutete darauf hin, dass ihre Spiele bald andere wären als Gummitwist oder Kästchenhüpfen. Ich schrieb in der Schulstunde auf einen Zettel: „Willst Du mit mir gehen?“ Zwei Kästchen, die mit „Ja“ und „Nein“ beschrieben waren, hatte ich wahlweise zum Ankreuzen vorgegeben. Ich zerknüllte den Zettel und ließ ihn nach vorne zu Sabine durchgeben. Voller Ungeduld wartete ich fünf Minuten, dann schrieb ich noch einen Zettel: „Vergiss es, ich will selber nicht mit Dir gehen!“

Nun erfuhr ich in der Pause aber von ihren Freundinnen, dass sie durchaus mit mir gehen wollte. Warum hatte sie dann nicht sofort geantwortet? Warum ließ sie mich zappeln? Von diesem Zeitpunkt an begannen Frauen ein Mysterium für mich zu werden. Nachdem ich sie zwei volle Pausen lang ignoriert hatte, schrieb sie mir im Unterricht in verschnörkelter Schrift einen Zettel: „Francesco, ich fand es so süß von Dir, was Du geschrieben hast. Wollen wir Eisessen gehen?“

Ich signalisierte ihr, dass ich einverstanden sei, woraufhin sie gleich den nächsten Zettel schrieb: „O.K., ich hole dich morgen um fünf zu Hause ab.“

Mir wird schlecht. Vatta! Alarmstufe rot. Mein Magen krampft. Was soll ich tun? Unter diesen Umständen konnte ich sie nicht treffen, denn dann hätte sie Vatta gesehen. Beruhige dich und übertreibe nicht, denke ich mir, vielleicht ist Vatta gar nicht so entsetzlich, vielleicht bin ich nur übertrieben empfindlich, vielleicht wäre es gar nicht so schlimm, wenn sie ihn sehen würde. Ich betrachte Sabine, sehe ihre glitzerblaue Wimperntusche und ihr sorgfältig aufgeräumtes, niedliches Etui, an dessen Reißverschluss ein kleines Stofftierchen baumelt. Nein, das geht unmöglich. Resigniert, jedoch entschlossen will ich ihr absagen. Da kommt eine vielleicht rettende Idee: Wenn sie klingelt, erscheine ich einfach gestiefelt und gespornt an der Tür, und schon wären wir weg. Ja, das ist eine gute Idee, ich entspanne mich wieder, lehne mich zurück und verträume den Rest des Unterrichts, begleitet von der sonoren und ruhigen Stimme des Geschichtslehrers. Der Geschichtslehrer, Herr Dutzburg, hatte immer Sandalen an, egal, ob es Sommer oder Winter war. Er rief einen niemals auf und machte gleichzeitig einen so grenzenlos langweiligen Unterricht, der aus einem nie endenden, mit ewiggleicher Stimme vorgetragenen Monolog bestand, so dass fast die gesamte Klasse träumte oder schlief. Seine Stimme wirkte selbst auf Streber wie ein Schlafmittel und lähmte einen wie ein sanftes Gift. Nun dämmerte ich in süßer Ahnung, zurückgelehnt, debil und glücklich schmunzelnd, während mir die Augen fast zufielen. Ich sah aus wie ein Heroinsüchtiger nach einem Schuss.



Nächster Tag, 17 Uhr, es klingelt.

Ich rase zur Tür. Vatta sitzt wie Jabba the Hut, das Weltraummonster, in seinem Fernsehsessel, zum Glück nicht auf dem Klo. Ich öffne die Tür und dränge Sabine schon hinaus:

„Hi, lass uns gleich gehen, ja?“

„Hi Francesco, willst du mich nicht hereinbitten und mir kurz dein Zimmer zeigen? Ich habe gehört, du hast ein Aquarium, mein Vater hat auch eins“, schon hatte sie sich an mir vorbeigedrückt.

Scheiß Aquarium, dachte ich.

„Weißt du“, flötete sie, „meine Mutter sagt immer: Kennst du das Zimmer, kennst du den Menschen.“

Mir schnürte sich die Kehle zusammen: „Es gibt Ausnahmen ...“

Noch fünf Meter bis zur Wohnzimmertür, noch drei Meter, noch ein Meter. Ich sehe alles in Zeitlupe, ein kleiner Aufkleber an dem Spiegel im Flur fällt mir überdeutlich auf. Ja, ich könnte schwören, dass ich ihn bis zu diesem Tag noch nicht gesehen habe. „Trinkt Milch!“, steht da geschrieben. Ich höre innerlich das zerreißen der Geigen aus Psycho, der Mörder kommt mit dem Messer immer näher zur Dusche. Dann das Wohnzimmer, schnell vorbei, nur schnell vorbei. Da, alles Hoffen ist vergebens, tönt es auch schon aus dem Wohnzimmer:

„He, Knattskopp.“ Das war eine Art Mischung aus Schimpf- und Kosename, so nannte er mich in guten Momenten, ich erstarrte.

„Hee, Knattskopp, watt haste denn da anjeschleppt, stell mir doch vor.“

Er verwechselte mit so notorischer Regelmäßigkeit mir und mich, dass es in seinem grammatikalischen System vollständige Richtigkeit hatte. Ich ziehe sie weiter, doch Sabine ist ein gut erzogenes Mädchen, sie will meinen Großvater begrüßen. Sie

geht also zu ihm, dieses Lehrertöchterchen, ganz liberal an das Gute im Menschen glaubend und sich selbst natürlich für das Allerbeste haltend. Sie durchschreitet die geschichtete Aura aus Zigarettengestank, Fußschweiß, Furz und natürlich Alkohol und gibt, nun schon etwas weniger liberal, meinem Opa die Hand. Vatta mustert sie von oben bis unten, etwa so, wie ein Juwelier einen Stein mustert. Und da blitzt sie plötzlich wieder auf, für eine kurze Sekunde, die Gewohnheit eines schönen Mannes, um den sich die Frauen gerissen haben und der sich solch einen Blick leisten konnte. Sein Blick bleibt an ihrem Busen kleben, mein Herz setzt aus, ich will sie wegziehen, doch er schüttelt noch immer ihre Hand. Ihr wird langsam unbehaglich. Ich schaue ihn eindringlich an, und mein Blick bettelt um Gnade, doch da ist nichts zu erwarten.

„Freut mir“, noch immer hält er ihre Hand, „freut mir ganz besonders!“ Dann, zu mir gewandt:

„Det is aber een kulantet Weib.“ Sabine lacht schräg. Ich will sterben. Kulant war in seinen Augen wohl eine bewundernde Form von korpulent, er verwendete es immer für etwas dicke, aber dennoch attraktive Frauen. Zum Glück versteht Sabine das Wort genauso wenig wie er. Wir gehen in mein Zimmer. Sie ist schon etwas reservierter.

„Netter Opa“, sagt sie.

„Ja“, sag ich.

Mir war klar, dass ich bei ihr nie mehr eine Chance haben würde. Ich habe noch zwei- oder dreimal versucht, Mädchen mit in mein Zimmer zu nehmen, doch es geschah jedes Mal eine Katastrophe. Vatta fuhr mir, gewollt oder ungewollt, so oft in die Parade, bis ich es schließlich aufgab. Einmal saß er auf dem Klo, und das Mädchen „musste“ auch mal. Ich erspare dem Leser die problematischen Verwicklungen, die sich daraus ergaben.

Ein anderes Mal rülpste er den ganzen Abend so laut, dass

man es durch zwei geschlossene Türen überdeutlich vernehmen konnte. Peinlicher als die Rülpser war, dass Vatta sie mit lautstarkem Eigenlob („Ja, sauber!“) kommentierte und sich gewissermaßen selbst anfeuerte.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografi-
sche Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Hardcover-Originalausgabe 2006

1. Auflage 2015

© 2019 · Klöpfer, Narr GmbH

Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Internet: www.kloepfer-narr.de

eMail: info@kloepfer-narr.de

CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7496-1015-0 (Print)

ISBN 978-3-7496-6015-4 (ePub)